

31765.

Der  
**Frühling.**

Ein Vortrag

von

**Ferd. Job. Wiedemann,**

Oberlehrer am Revalschen Gymnasium,

in der estländischen literarischen Gesellschaft gehalten  
am 13. März 1857.

(Sonderabdruck aus dem „Inland.“)

Dorpat, 1857.

Druck von Geinr. Laakmann.

BIBLIOTHEK  
-GABEM:  
DORPAT:

A. 2298

Ob für den Gegenstand, welchem ich Sie, Hochgeehrte Anwesende, bitte, heute auf eine kurze Zeit Ihre Aufmerksamkeit zu schenken, der gegenwärtige Ort der geeignetste ist, das will ich lieber unerörtert lassen, da das Resultat der Erörterung vielleicht nicht zu meinen Gunsten ausfallen dürfte, und ich begnüge mich mit der Gewißheit, daß wenigstens die Zeit eine durchaus dafür geeignete und passende ist. Es handelt sich um einen Gast, der, wie oft er auch schon erschien, doch nie lästig ward, sondern das letzte Mal mit derselben aufrichtigen Freude willkommen geheißen wurde, wie das erste Mal, um ein Ereigniß, gegen dessen Freudigkeit wohl Niemand jemals ganz abgestumpft wurde, wie oft er es auch schon erlebte, es handelt sich — mit einem Worte — um den Frühling, welcher so eben für uns begonnen hat.

Draußen ist es freilich noch ganz winterlich, kein Thier — groß oder klein — ist aus seinem Winterschlaf erwacht, kein die wärmere Jahreszeit verkündender Zugvogel ist angekommen, und das ganze Pflanzenreich ist fast unbewegt, denn das auch im Winter nicht ganz ruhende Wachsen der Cryptogamen bleibt den Augen der Meisten verborgen, und von höheren Gewächsen hat nur allenfalls die feste *Salix acutifolia* die schützenden Deckschuppen abgeworfen und zeigt das silberglänzende Seidenhaar ihrer Käpchen, aber noch keine Spur von Blüthe, obgleich doch ihre noch vor den Blättern erscheinende Blüthe zu den

ersten des Jahres gehört; aber trotz dem ist der Frühling wirklich da, nicht bloß für uns, sondern für die ganze nördliche Hälfte unserer Erdkugel, seit vorigen Freitag um 5 $\frac{1}{4}$  Uhr Nachmittags, wo der allmählig und in der letzten Zeit täglich immer merklicher schneller nach Norden hinaufrückende Rand des Erleuchtungskreises endlich den Nordpol berührte. Manche Länder unserer Hemisphäre haben jetzt auch schon draußen den sichtbaren Frühling, in anderen ist das Erwachen der Natur dem astronomischen Frühling sogar noch vorangegangen, aber eigentlich sind wir Nordländer doch die Bevorzugten. Wir haben die Frühlingesfreude zwei Mal, wenn die Bewohner jener Länder sie nur ein Mal haben; denn es ist natürlich, daß der astronomische Frühlingsanfang unter solchen Umständen bei ihnen nicht besondere Empfindungen erwecken wird. Bei uns dagegen bewährt sich auch hierbei der Spruch: „selig sind, die da nicht sehen und doch glauben“. Die Frühlingeslust, welche wir später im Schauen genießen, genießen wir jetzt schon im Voraus im Glauben, in der festen Ueberzeugung, daß es bald auch thatächlich Frühling sein wird, denn der Mund hat noch nie getäuscht, welcher vor Jahrtausenden schon die Verheißung gab (Genes. Cap. 8): „so lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Säen und Ernten, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“.

Wenn im November die Tage immer kürzer und dunkler werden, so beschleicht wohl Jeden ein beklemmendes Gefühl, das sich wie ein Alp auf sein Herz legt. Wenn aber dann endlich die immer tiefer sinkende Sonne ihren tiefsten Stand erreicht hat, mit welcher Freude begrüßen wir da den Tag, wo sie wie das Thier, in dessen Reichen sie getreten ist, wieder anfängt emporzuklimmen. Zwar wissen wir wohl, daß jetzt erst der

lange Winter recht anfangen soll, aber wir wissen auch, daß wir nun immer helleren und später auch wärmeren Tagen entgegen gehen. Unsere Vorfahren im Norden feierten allgemein diese Begebenheit durch ein Freudenfest, das Zulvest, an dessen Stelle das Christenthum das Weihnachtsfest gesetzt hat, und auch wir noch freuen uns dabei der Vorahnung des künftigen Lenzes, an welchen der letzte Freitag uns noch deutlicher und kräftiger gemahnt hat. Der Besitz selbst eines Gutes aber kann kaum mehr freuen, als die sichere Voraussicht desselben. Mag jetzt auch noch mancher Frost und manches Schneegestöber uns necken, wir lassen uns das wenig anfechten, denn wir wissen doch, bald muß der Winter weichen. Und mag er sich auch, um unseren Glauben wankend zu machen, noch so ungerbig stellen, wir trösten uns wie das fröhliche Schulmeisterlein Wuz, von dem uns J. P. Fr. Richter erzählt. Wenn es dem in seinen mühsalvollen Tagen auch noch so jämmerlich erging, so dachte es: mag auch den ganzen Tag lang über mich kommen, was da wolle, ich weiß doch, daß ich am Abend ruhig im warmen Bette liegen und alle Unbill des Tages verschlafen werde! —

Der astronomische Frühlingsanfang fällt nicht in allen Jahren auf denselben Tag oder auf dieselbe Tageszeit, läßt sich aber genau bis auf die Secunde berechnen. Der Eintritt ist in jedem Jahre gegen 6 Stunden später als im vorhergehenden, aber da in jedem 4. Jahre durch das Schaltjahr das Datum um einen Tag zurück gerückt wird, so kann der Frühlingsanfang nicht immer weiter vorgehen, sondern bleibt auf dem 8. oder 9. März. Weniger bestimmt ist die Zeit, wo durch das Wiederauwachen der Natur aus ihrer Winterruhe der Frühling auch unseren Sinnen wahrnehmbar erscheint, die

Zeit, welche vor fast 2000 Jahren schon der lateinische Dichter in seiner Ode so schön wie kurz bezeichnet:

Solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni

Nec prata canis albicant pruinis. —

Die Bestimmung des thatsächlichen Frühlingsanfanges unterliegt einer doppelten Schwierigkeit. Erstens zeigt sich das Wiedererwachen der Natur nicht an allen Gewächsen gleichzeitig, sondern zwischen dem zuerst von irgend einer geschützten Stelle hervorstrebenden jungen Grashalm und der Belaubung der Esche, oder zwischen dem Aufblühen der ersten Frühlingsblumen und mancher Korbblütler liegen immer mehre Wochen, ja Monate, und zweitens, dieselben Erscheinungen des Pflanzenlebens treten, von der Witterung abhängig, in dem einen Jahre früher, in dem anderen später ein. Die erste Verschiedenheit ist etwas weniger unregelmäßig. Das Ergrünen und Blühen der einzelnen Pflanzenarten ist zwar auch jedes in seiner Weise von der Witterung abhängig, Kälte und Trockenheit halten die eine Species mehr auf, die andere weniger, aber dennoch bleibt die Aufeinanderfolge der einzelnen Erscheinungen im Ganzen eine ziemlich gleiche; in wärmeren Ländern sind sie weiter aus einander gerückt, in kälteren, wo die ganze Vegetationsperiode eine kürzere ist, sind sie natürlich etwas mehr zusammengedrängt und folgen sich darum auch relativ gleichmäßig. Viel größer ist aber die zweite Verschiedenheit. Schon meine eigene Beobachtung der hiesigen Flora, welche doch kaum über ein Duzend Jahre hinaus geht, hat mich sehen lassen, daß eine und dieselbe Erscheinung im Pflanzenleben an einem und demselben Orte in einem Jahre 3—4 Wochen früher eintritt als in einem anderen, und eine längere Beobach-

tung giebt durch das Vorkommen einzelner, sehr anomaler Jahre natürlich noch größere Abweichungen. Fries hat gefunden, daß im südlichen Schweden der Anfang des Frühlings um 2 Monate und mehr differiren kann. Im Jahre 1826 blühte das Schneeglöckchen schon zu Anfang Februars, der Haselstrauch und das Gungelblümchen zu Ende desselben Monats, welche in besonders späten Jahren erst zu Anfang Mai's blühen.

Will man bei dieser Ungleichheit irgend ein Festes haben, um den Frühlings Eintritt und das Klima verschiedener Länder zu vergleichen, so giebt es keinen andern Weg, als aus möglichst vielen Jahren, auch wohl mit Weglassung der besonders stark abweichenden, das Mittel zu ziehen; aber auch dieses Mittel wird nicht für alle Erscheinungen der Vegetation dasselbe sein. Bei einer durchschnittlichen Verspätung des Frühjahrs zweier Orte um etwa 4 Tage, fand Schübler z. B., daß bei der Stachelbeere dieser Unterschied doch noch nicht 2 Tage, bei der Orchis Morio dagegen  $6\frac{1}{3}$  Tag betrug. So wie, der kürzeren Vegetationsperiode wegen, weiter nach Norden die verschiedenen Belaubungs- und Blühenzeiten näher an einander gerückt werden, so daß z. B. die Johannisbeere in Schonen 45 Tage früher ausschlägt als in Lappland, die Espe nur noch 16 Tage früher und am Ende des Junimonats in beiden Gegenden die Vegetation gleich weit ist, eben so ist, je weiter nach Norden, auch die Schwankung zwischen den einzelnen Jahren eine immer geringere; das Klima wird ein immer gleichmäßigeres.

Hat man nun durchschnittlich für die einzelnen Orte einen Frühjahrsanfang gefunden, sei es nun, daß man sich dabei an eine einzelne Erscheinung hält, oder wieder aus mehreren ein Mittel gezogen hat, so ist es interessant zu beobachten, wie

schuell der Frühling seine Reise von Süden nach Norden macht. Schübler fand in Deutschland, daß er auf einen Breitengrad etwa 4 Tage braucht, d. h. daß ein Ort, welcher einen Grad weiter nach Norden liegt als ein anderer, 4 Tage später Frühjahrs hat als dieser. Weiter nach Norden hinauf muß er natürlich seine Schritte beschleunigen, weil sonst manche Gegenden schon wieder Winter hätten, bevor der Frühling sie erreichte. Diese Beschleunigung geschieht durch die längeren, lichtreicheren und verhältnißmäßig wärmeren Tage des Nordens. So bringt in Südschweden der Frühling auf einen Breitengrad nur noch  $2\frac{1}{2}$  Tage zu, in Mittelschweden nur noch 2 Tage. \*) Hat die warme Jahreszeit einmal begonnen, so ist sie, je weiter nach Norden, desto beständiger und weniger dem Wechsel unterworfen, so daß die später eingetretene Vegetation dafür desto schneller fortschreitet. Der Roggen schießt in Mittelschweden wenigstens 14 Tage später als in Schonen, reift aber ungefähr zu gleicher Zeit; zwischen Ausäen und Ernten der Gerste liegt in Lappland halb so viel Zeit wie in Mittelschweden. Das frühere oder spätere Eintreten des Frühlings hängt nun aber nicht allein von der geographischen Breite ab, sondern namentlich auch von der Bodenerhebung und noch von mancherlei anderen Umständen, welche aber, in so fern sie nicht sich jährlich gleichbleibende sind, auch die Jahreschwankungen hervorbringen. Kalte Nächte, mit warmen Tagen wechselnd, halten die Vegetation mehr zurück, als eine mehr gleichmäßig auf die Tagesdauer vertheilte Wärme, während doch eine mehr gleichmäßig vertheilte Jahres-temperatur eine ärmere Vegetation

\*) Diese und ein großer Theil der folgenden Data über Frühlings-eintritt und Frühlingspflanzen sind aus C. Fries, botan. utfl., ter, Bd. I. S. 211 ff. genommen.

bedingt, als kalte Winter und heiße Sommer mit gleicher jährlicher Wärmesumme; so hat Nordeuropa noch Baumwuchs bis  $0^{\circ}$  Jahres-temperatur, während er auf den Gebirgen der Tropengegenden schon bei einer Isotherme von  $+10^{\circ}$  aufhört. — In küstengegenden beginnt der Lenz früher als im Binnenlande, rückt aber langsamer vor, so daß zu Sommeranfang die Flora in beiden gleich weit ist, wenn nicht etwa eine bedeutende Erhöhung des Binnenlandes eine besondere Differenz bedingt. Meistlichen Einfluß zeigen am gleichen Orte Seewinde, welche in der kalten Jahreszeit die mildesten, in der warmen dagegen kühlend sind. Auch sie bewirken einen frühen, aber langsamen Frühling. Die Winde überhaupt haben noch in anderer Art Einfluß auf das Erscheinen des Frühlings. Meist sind nämlich für bestimmte Gegenden gewisse bestimmte Winde diejenigen, welche die feuchten Niederschläge herbeiführen, wie im östlichen Schweden der NO, im südlichen und westlichen der SW. Da neben der Wärme die Feuchtigkeit ein Hauptagens der Vegetation ist, so müssen natürlich, wenn zur Frühjahrszeit Feuchtigkeit bringende Winde wehen, die Pflanzen eher zu neuer Lebens-thätigkeit angeregt werden, als wenn der Boden trocken bleibt. Das frühe Schmelzen des Schnees hat keineswegs immer ein frühes Eintreten des Lenzes zur Folge. Der Schnee ist überhaupt viel mehr ein Beschützer als ein Feind der Vegetation. Auf offenem Felde, obgleich dort der Schnee eher schmilzt, entwickelt sich die Vegetation viel langsamer als in Gebüsch, welche gegen Wind und Nachtfroste schützen. Darum sind die meisten Frühlingsblumen zugleich Hauptpflanzen, und darum ist der Frühling in Waldgegenden, namentlich im Laubholz, so viel reicher als auf ebenen Feldern. Auch sogar, nachdem der Frühling schon begonnen hat, ist Schnee bei mil-

dem Wetter der Vegetation günstiger, als trockene und warme Tage, die mit kalten Nächten wechseln. Nach schneereichen Wintern ist der Frühling meist spät und warm, nach milden zeitig, aber oft kalt. Die Frühlingsblumen sind meist anspruchslos in der Erscheinung und geruchlos und verblühen schnell. Man hat aber die eigentlichen Frühlingsblumen zu unterscheiden von den überhaupt früh blühenden, deren Blüthezeit aber noch sich bis in die spätere Jahreszeit verlängert, wie die Ranunkeln. Die eigentlichen Frühlingsblumen heißen so, nicht weil sie im Frühling blühen, sondern weil sie da ihr individuelles Leben beschließen. Daraus folgt schon, daß alle Frühlingsblumen mehrjährig, wenigstens zweijährig, sein müssen; denn keine einjährige, im Frühling erst aus dem Samen neu entstehende Pflanze könnte es in demselben Frühling schon zur Fruchtbildung bringen. Jede Frühlingsblüthe ist schon in der Herbstknospe oder in einer Zwiebel oder Knollenzwiebel fertig vorgebildet, und harret nur noch der Entwicklung durch die Frühlingssonne. Deutlich erkennt man, wenn man im Spätherbst eine Tulpenzwiebel in der Mitte der Länge nach durchschneidet, die schon gebildete Blüthe, und eben so deutlich in den großen Herbstknospen der Weiden die Kägchen des künftigen Frühjahrs. Bei einem langen Spätherbst und milden Winter entwickeln sich manche Frühlingsblumen daher schon in dieser Jahreszeit, und bei manchen Pflanzen ist dies sogar habituel. Die schwarze Nießwurz blüht häufig um Weihnacht, und die Herbstzeitlose zeigt ihre röthliche schaftlose Blüthe regelmäßig schon im Spätherbst. Das Fortwachsen und die Blattbildung nach der Blüthe mancher Frühlingsblumen, wie bei dem Hufslattich und der blauen Leberblume, gehört somit eigentlich der folgenden Generation, deren Blüthe dann erst im nächsten Frühling er-

scheint, und jede Vegetationsperiode dieser Pflanzen ist eine durch den Winter unterbrochene. Unsere Frühlingspflanzen lassen sich in folgende 4 Classen theilen: 1) die Kägchen tragenden Bäume, wie Birken, Erlen, Pappeln, Weiden und Haseln, nur den kälteren Klimaten eigen, und sichtlich gerade für diese eingerichtet. Ihre Blüthen verschmähen allen entbehrlichen Schmuck, und weil sie getrennten Geschlechtes sind, so erscheinen sie vor den Blättern der neuen Generation, nachdem sie die der ihrigen schon im Herbst abgeworfen haben, weil die Blätter der Befruchtung der Blüthen nur hinderlich sein würden. Der Blüthenstaub der Blüthen aus den männlichen Kägchen der Haselnüsse würde schwerlich auf die feinen purpurrothen Narben der weiblichen gelangen, wenn diese schon durch die breiten Blätter verdeckt würden. — 2) Einige Cyperaceen und Gramineen (Luzula), welche ebenfalls entschieden dem kalten, selbst arctischen Klima angehören. Sie zeigen manche Analogie mit den vorigen, blühen eben so schmucklos auf einfachem Schaft und haben ihre Blattbildung im vorhergehenden Jahre gemacht. Eine der frühesten unter ihnen ist das bekannte Wollgras und einige Riedgräser. Die hochwachsenden Riedgräser dagegen, mit beblättertem Stengel und eben so alle Süßgräser gehören nicht zu den Frühlingspflanzen, da sie in der Generation desselben Jahres die Blatt- und Stengelbildung der Blüthe voranzugehen lassen. — 3) Verschiedene Pflanzen aus den Familien der Primeln, Weilchen, Steinbreche, Kreuzblüthler, Ranunculaceen und anderen, welche ihren Stammsitz, den Mittelpunkt ihrer Verbreitung, sämmtlich in kalten und arctischen Ländern, und daher auch eine analoge Entwicklungsweise haben, wie jene. Für unsere nächste Umgebung sind die bekanntesten und am meisten in die Augen fallenden Species die Schlüsselblume,

die rothe Primel, verschiedene Weilchen, die Hungerblume und einige Anemonen. — 4) Endlich die Liliaceen, die schönste Frühlingszier in den wärmeren gemäßigten Ländern, wo Crocus, Tulpen, Narcißcn und Hyacinthen in mehreren Arten und zahllosen Individuen die Wiesen schmücken, bei uns im Norden aber nur sparsam vertreten. Wir haben nur als Hauptpflanzen zwei Arten des kleinen gelben Milchsterne (Gagea lutea und minima), und können hieher allenfalls noch den Lerchensporn (Corydalis) zählen, welcher zwar nicht in einer Zwiebel, wie die Liliengewächse, aber doch eben so in einer Knollenzwiebel im Herbst die künftige Pflanze vorgebildet enthält. —

Betrachten wir nach diesen vielen Einzelheiten nun noch kurz im Großen und Ganzen die Veränderungen, welche der wiederbelebende Frühlingshauch in der Natur hervorbringt, und verweilen wir ein wenig bei dem Eindrucke, welchen die so veränderte Physiognomie unserer Landschaft auf das Gemüth des Beschauers macht.

Die rechte Frühlingsfreude ist etwas gerade unserem Klima und den beiderseits benachbarten besonders Verliebtenes, denn weder der höhere Norden gewährt sie, wo ein zehnmönatlicher Winter die wärmere Jahreszeit so zusammengedrängt, daß Frühlings, Sommer und Herbst in der Wahrnehmung kaum aus einander zu halten sind, noch die tropische Zone, wo es nur feuchtes oder trocknes Wetter giebt, aber nichts unserem Winter Entsprechendes, noch die wärmeren Länder der gemäßigten Zone, wo der Winter nicht ein eisiger Gewaltherrscher ist, über dessen endliche Entthronung man eine herzliche Freude empfinden könnte, sondern nur ein lauer Geselle, bei dem wärmere und kühlere Tage so durcheinander gemengt sind, daß man das allmälige Vorherrschendwerden der erstern kaum recht bemerkt.

Gumboldt hat in seinen „Ansichten der Natur“ einen Entwurf zu einer Physiognomie der Landschaft gegeben, aber statt der zahlreichen Typen, welche er im Angesicht der überreichen tropischen Natur uns aufzählt, müssen wir in unserem Klima uns mit drei Hauptformen begnügen, unter welchen sich die Landschaft unseren Blicken darbietet, nämlich Haide, Wiese und Wald, deren jede von zwei Pflanzenfamilien ihr charakteristisches Gepräge empfängt; auf der Haide sind vorherrschend die Haidekräuter und die Heideln (Ericaceae und Vaccineae), auf der Wiese die eigentlichen und die Sauergräser (Gramineae und Cyperaceae), im Walde die Zapfen- und Käschenträger (Coniferae und Amentaceae). Alle genannten Hauptformen zeigt uns unsere nächste Umgebung. Wir haben die Haide auf beiden Seiten des Weges nach Biegelstoppel bis an's Meer, schöne Wiesen auf verschiedenen Seiten zunächst bei der Stadt, den herrlichen Laubwald von Katharinenthal und etwa eine Meile weit auch Nadelwald. Die Haide\*), die „Prairie“ der alten Welt nördlicher Hemisphäre und der am meisten charakteristische Zug im Landschaftsbilde des Nordens, ist die Form, welche dem Auge am wenigsten Erquickliches bietet; nur der Gedanke, daß man hier ein Stück jungfräulicher, noch nicht von Art und Pflug geknechteter Natur vor sich hat, giebt ihr einen eigenthümlichen Reiz; denn unberührten Urwald giebt es in unserem Welttheil nur noch wenig, und was nicht Wald oder Haide ist, das ist als Feld oder Wiese von der Kultur occupirt. Die sumpfige Haide, wie sie unsere nächste Umgebung bietet, wird von dem ersten Frühlingsodem

\*) Die Züge zu den landschaftlichen Schilderungen in dem Folgenden sind größtentheils den „Naturstudien“ von Rafines entnommen.

nur wenig angeregt. Der lang gefrorene Boden läßt die wenigen höheren Phanerogamen erst spät zur Entwicklung kommen, welche auf ihren kleinen Hügelchen von tausend dunklen, gährenden Mooradern umschlichen werden. In dem Raß selbst wächst farbloses Sumpfmoss, der hauptsächlich Torfbilder, und blühen unscheinbare Cyperaceen, von welchen erst später die Wollgrasarten mehr in's Auge fallen, aus der Entfernung sich wie eine schneeweiße Decke darstellend. — Nicht eben empfänglicher als die Sumpfsaide zeigt sich gegen das Rosen des Frühlings die dürre, die Sandhaide, welche oft unmittelbar an jene stößt und mit ihr streifenweise wechselt. Auf ihr haust der Wacholder, fast igelartig am Boden zusammengerollt, und wie dieser von Stacheln, eben so nach allen Seiten von struppigen Nadeln umstarrt, deren grüne, fast metallisch bläulich schimmernde Farbe sich zu allen Jahreszeiten gleich bleibt. Den Boden deckt entweder ein hartes, kümmerliches Gras, welches schon zeitig im Sommer verdorrt, und auch im Frühling nicht so schnell sich zu neuem Leben erwecken läßt wie der Grasteppich der Wiese, oder Saidekraut, das erst spät im Sommer mit seinen rötlichen, dicht gedrängten, mannigfach geformten und schattirten Blüthenglöckchen zu einem reizenden Schmucke der Saide wird. Diese merkwürdige Pflanze, welche die ganze nordeuropäische Ebene von der Normandie bis zum Ural durchzieht, hat eigentlich den Hauptsitz ihrer Gattung in Südafrika, wo man jetzt 444 Arten kennt, zum Theil als Bierpflanzen cultivirt. Weiter nach Norden nimmt die Artenzahl rasch ab, die Individuenzahl aber und der Gang zur Geselligkeit in demselben Maße zu. Südeuropa hat nur noch 10 Arten, die nordeuropäische Ebene nur noch zwei, welche dichtgeschaart weite Strecken bedecken, das Sumpfsaidekraut (*Erica Tetralix*) und

das gemeine (*Calluna vulgaris*); in unserem Klima ist nur noch die letzte übrig geblieben, welche sich bis in den hohen Norden hinaufzieht, das Sumpfsaidekraut ist in unseren baltischen Provinzen nirgends anders gefunden worden als bei Gapsal in wenigen Exemplaren.

Biel anders als die mumienartige, todte Saide verhält sich gegen den erscheinenden Lenz der Wald! aber anders freilich der Nadelwald als der Laubwald, welcher eigentlich allein die volle Schönheit des Waldes zeigt, wie überhaupt, so auch im ersten Frühlingserwachen. Im Nadelwald sehen wir zwar nicht das Sterben, aber auch nicht das lenzliche Aufleben. Aus dem lieblichen Schmuck der Laubhölzer ist an den Nadelbäumen fast eine Waffe geworden in den spigen Nadeln, welche ohne Empfindung des Lichtes und Lebens zu sein scheinen. Alle Jahreszeiten gehen an ihnen vorüber, und wenn sie nach Jahren oder einem Jahrzehent unbemerkt abfallen, so sind schon, fast eben so unbemerkt, längst andere hervorgesprungen, welche sie ersetzen. Eben so einfach ist die Architectur des ganzen Baumes, selbst die Umgebung. Einförmig erheben sich die geraden Linien der Stämme, in regelmäßigen Winkeln baut sich ein Stockwerk von Aesten über das andere; der ganze Umriß ist scharf, wandartig starr, nur spärlich unterbrechen Blumen den Moosteppich, während in Laubhainen gerade die liebste Heimath und Geburtsstätte der Frühlingsblumen ist. Aber daß sie allein fortgrünen in der winterlichen Dede, ist doch ein Vorzug, der viele Mängel aufwiegt, und „sie verbürgen,“ wie Humboldt schön und treffend sagt, „dem Nordländer, daß das innere Leben der Pflanzen gleich dem promethischen Feuer auf unserm Planeten nie erlischt.“ — Es steht ihnen auch wohl an ihr ernsterthümliches Ansehen statt



des jugendfrischen der Laubhölzer, denn mahnen sie uns nicht an eine ferne Vorzeit unserer Erde, wo diese, noch unbetretten von dem Fuße des noch nicht erschaffenen Menschen, sich fast ganz in ein Gewand nadeltragender Wälder hüllte, deren Riesengräber zum großen Theil die Steinkohlenlager sind? — Und wohl paßt zu ihren ernstern Physiognomien der Schmutz ellenlanger Härte, den die graue Bartflechte ihnen giebt!

In dem Laubwald hat die Pflanzenwelt die ganze Fülle ihrer Kräfte und Reize offenbart. Hier ist überall ein luftig heiterer Baumwuchs statt des düster unbewegten des Nadelwaldes. Wie schön ist es, wenn der warme Lenzhauch die starren Bäume rührt, und sie nun aus dem Schlafe erwachen und den Schnee wie ein drückendes Gewand von den Schultern werfen, und von neuem emporstreben zum Licht! — Die zierlichste Waldform fehlt unserem Klima freilich schon, der herrliche Buchenwald, aber im Frühling hat jedes Laubholz seine Reize. Wie schmückt sich zuerst die Erle und der Haselstrauch mit ihren wie zierliche Locken herabhängenden Käppchen, wie festlich stehen die Weiden da im Schmuck ihrer gelben Blüten, wie herzerquickend zieht sich um die Birken ein sonnig grüner Nebel, wie golden schimmern tausend Knospen an den schwarzartigen Zweigen der Eiche! Und dazu noch das bunte Gemisch des Unterholzes, welches schon den stolzen Nadelwald meiden, aber zutraulich sich an und in das lustige Laubholz hinzieht, — und die geschäftig überall hervorbringenden Kräuter, welche den Fuß der Stämme und die Lichtungen zwischen ihnen überziehen, durchzogen von der reichen Stickerlei bunter Frühlingsblumen, weißen und gelben Anemonen, zierlichen Milchsternechen, röthlichem Lerchensporn, blauen Weilchen und Leberblumen. O, der hat wohl, — um ein anderes Wort

des vorhin schon angeführten alten Horaz; zu gebrauchen — „robur et aes triplex circa pectus,“ der „siccis oculis“ dieses Auferstehungsfest der Natur an sich kann vorüber gehen lassen.

Wieder anders endlich berührt die Wiese unser Gemüth. Sie bildet, wie Masius in seinen Naturstudien sagt, die ruhige, heitere Mitte zwischen der in sich gesunkenen Schwermuth der Haide und dem kühnen Emporstreben des Waldes. Wenn im Walde der Grundton unsrer Frühlingsfreude Lust und Jubel ist, so ist das Gefühl, welches die grünende Grasflur in uns weckt, vielmehr ein inniges, ruhig freundiges, anheimelndes. Darum wendet sich auch das Auge von Berg und Wald gern auch wieder auf das ruhig ausgebreitete, freie Gelände, und ohne Wiese können wir uns keine Landschaft denken. Es ist aber nicht die Bodenbildung, welche besonders der Wiese ihren Reiz für Auge und Gemüth giebt, sondern vielmehr die bekleidende Vegetation. Diese wird hauptsächlich durch die Gräser dargestellt, welche die Erde erst zu einer gedeihlichen Wohnstätte der Völker machen, so wie sie selbst in ihrem gesellschaftlichen Zusammenleben bei uns ein Sinnbild des Gemeinlebens der Völker sind. Ueberall sind ihre Geschlechter über die Erde verbreitet, in der größten Individuenzahl und in unserem Klima auch in dem verhältnißmäßig größten Artenreichtum. Nach dem Aequator zu werden zwar die Arten höher und prächtiger, selbst baumartig, aber ihre Rolle ist eine andere als bei uns; es fehlt das vertraute, gesellige Auftreten, und es tritt mehr die Individualität als selbst bedeutend hervor. Der Eindruck, welchen die Grasflur macht, liegt theils in dem sinnlich wohlthuernden Grün, theils in der Form der Pflanze. Das Gras mit seinen zarten, einfachen, unvollkommenen For-

men hat sich noch nicht abgelöst vom Boden, da ist keine Krone auf ausgebildetem Stamme, kein deckendes Laub und Gezweig, selbst die Blüthe ist unscheinlich, die Pflanze liegt gleichsam noch als Säugling an der nährenden Mutterbrust der Erde. So hat die Wiese zu allen Zeiten des Jahres schon etwas Jugendliches, und sicherlich wird ihre Schönheit auch nur von einem Kinde so recht genossen. Trotz der überaus großen Mannichfaltigkeit tragen doch alle Gräser denselben Haupttypus, der sie zur Bildung des ruhigen, gleichen, das Auge erquickenden Wiesen Teppichs vorzüglich eignet. Die ganze Pflanze ist nichts als Stalm und Blatt, leicht und schlank gebaut, jedem Hauche biegsam erheben sie sich meist gleich hoch und gleich dicht über den Boden, Blatt an Blatt drängt sich in unabsehbarer Fülle, und über Alles ergießt sich das eine, reine, freudige Grün. O dies thauige Wiesen grün! welches andere käme ihm gleich an Frische und Milde! Nach ihm sehnt sich das Herz des Nordländers mitten in der Fülle einer überreichen tropischen Vegetation. — Die Wissenschaft lehrt, daß im Grün die Gegensätze der Farben zu ruhigem Gleichgewichte verschmelzen. Auf dem Sammetteppich der Wiese muß jedes Auge diesen besänftigenden, erquickenden Eindruck erfahren, vor Allem ein solches, das einen großen Theil des Tages nur „Schwarz auf Weiß“ zu sehen angewiesen ist. Das Gras legt sich wie ein leichtes, jeder Form sich anschmiegendes Gewand über die Erde und deckt das „todte Irdische.“ Wo Gräser sprossen und Wiesen sich ausdehnen, da ruft allenthalben den Menschen eine Heimathstimme an. Ueber Gräber und Schlachtfelder, über Trümmer und Brandstätten zieht das Gras die versöhnende Decke, und schön und wahr sagt das Sprichwort: „es ist Gras darüber gewachsen.“ Wenn nach

trüben Wintertagen der Sonnenstrahl wärmer herabdringt, da ist es die Wiese, der grasumräumte Fußpfad, der feuchte Rasen, welcher die ersten grünen Halmspitzen zeigt und dem harrenden und hoffenden Menschen den endlichen Sieg des Lichtes verkündigt. Die höher steigende Sonne schmückt das Grün der Wiese mit mannichfaltigen Blumen. In Deutschland erscheinen zuerst die weißen, welche in unserem kürzeren Frühling meist wegfallen, dann erscheint das Gelb — Ranunkeln, Löwenzahn, Dotterblume —, endlich das Roth — der Sauerampfer, die Lichtnelke, das Blutauge und der Klee, die alte deutsche Volksliederblume mit dem bedeutungsvollen Dreiblatt, und durch dies bunte Gemisch ziehen sich die glänzend weißen Streifen des Steinbrechs. Und über dem Allen das frohe Thierleben — die jubelnden Lerchen, die summenden Bienen, die umhergaukelnden bunten Schmetterlinge! Wer möchte bei diesem Bilde frohen Stilllebens hinter der Lerche zurück bleiben? —

Wir haben in dem Bisherigen zweierlei Frühling besprochen, aber damit ist der Reichthum der Frühlingsluft noch nicht zu Ende. Wir haben noch einen dritten Frühling. Wenn wir den ersten als den des Astronomen bezeichnen können und den zweiten als den des Naturfreundes, so ist der dritte Frühling besonders der des Dichters. Dieser dritte Frühling beginnt eben so wenig wie der zweite an einem bestimmten Kalendertage, es ist die schöne Zeit der Obstbaumblüthe, die fröhliche Pfingstzeit, der liebe Mai, der „Wonne mond.“ Oft zwar heißt diese Zeit in Dichtungen und Sprüchen der Sommer im Gegensatz zum Winter, den er besiegt, aber offenbar ist nicht die heiße Jahreszeit selbst gemeint, die Zeit der Kornente, sondern der Sieger des Winters ist eben der Frühling, und

oft genug wird die Pfingst- oder Maienzeit selbst ausdrücklich genannt. So heißt es in 2 Liedern aus dem XV. Jahrhundert:

Der Winter hat mit seiner Kält'  
Uns Freuden viel zerföret;  
Alles, das war wohl bestellt,  
Das hat er uns erföret.  
Die Blümlein und den grünen Klee,  
Röselin, Biol und Lillien,  
Die machet fallen der kalte Schnee,  
Er will sie ganz vertilgen.  
Er zwinget uns die Vögelein,  
Die in dem Wald erklingen,  
Daß sie nicht mögen froh gesein,  
Man hört sie selten singen.

Des Maie n Zeit  
Und wieder geit,  
Was uns der Winter nahm.  
Die Vögelein singen wiederstreit  
Gar wohlgemuth ihr Netten in dem Gehege.

Wie den anderen Völkern ein entsprechendes Wort und damit der Begriff für das deutsche „Wonne“ fehlt, so hat auch keins einen „Wonnemond“ und keins einen solchen Frühlingsfönn wie das deutsche. Kein Volk ist reicher an Liedern, welche die Wonne des Frühlings besingen, keins weiß die Lust, welche die Wiederkehr der besseren Jahreszeit dem Menschen bereitet, einfacher, sinniger und gemüthlicher zu schildern als das deutsche. Die „lustige Frühlingszeit“ spielt bis auf den heutigen Tag eine große Rolle in den Volksliedern.

Seit den ältesten Zeiten ist das Wiedererwachen der Natur von den germanischen Völkern gefeiert worden und Vieles von den alten Gebräuchen hat sich noch im Volke erhalten. Man nannte solche Festlichkeit „die Zeit empfangen.“ — Als Früh-

lingsherolde stehen auch die Zugvögel zum Theil in hoher Achtung. Schwalbe und Storch gelten in allen germanischen Ländern für geheiligte, unverlegliche Thiere. Das schwedische Landvolk bewillkommt die erste Schwalbe mit dreimaligem Jubelruf. Noch im vorigen Jahrhundert waren die Thürmer in manchen deutschen Städten angewiesen, den ersten Storch anzublafen, und erhielten dafür einen Ehrentrunf aus dem Rathskeller.

Die Gebräuche und Lieder, mit welchen man in Deutschland den Frühling empfängt, sind und waren sehr verschieden, eben so die Zeit, wobei wohl theils Klima, theils alte Ueberlieferung einwirken \*). In einigen Gegenden am Rhein und Main wird schon zu Lätare — vorzugsweise der Sommertag genannt — der Frühling angekündigt, also schon um die Zeit des astronomischen Frühlings Eintritts, anderswo ist es der erste Mai, welcher gefeiert wird, noch anderswo die Pfingstzeit.

Am Mittelrhein führen ein verummter Sommer und Winter, jener in Ephen oder Sinngrün, dieser in Stroh oder Moos gekleidet, einen Kampf auf. Der Winter wird endlich niedergeworfen, seine Hülle abgerissen und zerstreut, und ein sommerlicher Kranz oder Zweig umhergetragen, wobei man singt:

Trarira, der Sommer der ist da;  
Wir wollen hinaus in Garten,  
Und wollen des Sommers warten.  
Wir wollen hinter die Hecken,  
Wir wollen den Sommer wecken.  
Der Winter hat's verloren,  
Der Winter liegt gefangen,  
Und wer nicht dazu kommt,  
Den schlagen wir mit Stangen.

\*) Vgl. über die nachfolgenden Data F. Grimm's deutsche Mythologie.

Anderwo ziehen Knaben aus mit weiß geschälten Stäben, und dem besiegten Winter werden scheinbar die Augen ausgestochen, und das dazu gesungene Lied spricht dies aus. Weiter vom Rhein abwärts nach Franken zu tritt der Tod an die Stelle des Winters, und man singt:

Stab aus, Stab aus,  
 Stecht dem Tod die Augen aus.  
 Wir haben den Tod hinausgetrieben,  
 Den lieben Sommer bringen wir wieder,  
 Den Sommer und den Maien  
 Mit Blümlein mancherleien.

Hierbei spielen gewiß uralte Vorstellungen aus der Heidenzeit herein, denn in manchen Gegenden fällt die Beziehung auf den Sommer weg, es wurde nur der Tod, als Puppe von Stroh oder Holz, umhergetragen und dann in's Wasser geworfen oder verbrannt. In Schlesien wurde häufig ein bloßer Tannenbaum, mit Strohseilen gefesselt, umhergeschleppt.

Die scandinavischen Länder hatten als Frühlingsfeier den *Maieritt*, an welchem nicht selten auch Adel und König sich beteiligten. Aber auch das Kampfspiel zwischen Sommer und Winter war ihnen bekannt, so wie ja schon in der altnordischen Mythologie der Streit des Gottes Thor gegen die Riesen, welche ihm den Hammer entwandten, einen solchen Sinn hat. Dlaus Magnus in seiner Geschichte der mitternächtigen Völker erzählt: „Die Schweden und Gothen haben einen Brauch, daß in den Städten die Obrigkeit den ersten Tag Maiens zwei Geschwader Reiter von starken jungen Gefellen und Männern versammeln läßt, nicht anders, als wollte man zu einer gewaltigen Schlacht ziehen. Das eine Geschwader hat einen Rittmeister, welcher unter dem Namen des Winters mit viel Pelzen und gefütterten Kleidern angethan und mit einem Winterspieß be-

wappnet ist; der reitet hoffärtiglich hin und wieder, und macht sich ganz unnütz. Hiergegen hat das andere Geschwader auch einen Rittmeister, den heißt man den Blumengrafen, der ist mit grünem Gezeig, Laub und Blumen bekleidet, auch mit anderen Sommerkleidern angethan und nicht fast wehrhaft; reitet mit sammt dem Winterhauptmann in die Stadt ein, doch ein Jeder an seinem besonderen Ort, halten alsdann ein öffentlich Stechen und Turnier, in welchem der Sommer den Winter überwindet und zu Boden rennt. Der Winter und sein Gefolge werfen um sich mit Asche und Funken, das sommerliche Gefolge wehrt sich mit Birkenmaiern und ausgeschlagenen Lindenruthen; endlich wird dem Sommer von dem umstehenden Volk der Sieg zugesprochen.“

In Dänemark begann am Walpurgistag der *Maieritt*. Der *Maigraf* zog blumenbekrönt unter mächtigem Geleit durch Straßen und Dörfer, und Tanz und Gastmahl folgten. Man nannte dies „den Sommer in's Land reiten.“ — Es wurden dazu Lieder gesungen, alle Jungfrauen bildeten einen Kreis um den *Maigrafen*, und dieser wählte sich eine darunter zur *Majinde*, indem er ihr einen der beiden Kränze, mit denen er geziert war, zuwarf.

Das *Maierreiten* und die *Maigrafen* waren auch in Niederdeutschland althergebracht. In Hildesheim dauerte dieser schöne Brauch bis in's XVIII. Jahrhundert hinein. Sobald der *Maigreve* gegen Pfingsten erwählt war, hatten Bauern aus 7 Dörfern den *Maiewagen* zu hauen. Ein feierlicher Zug aus der Stadt holte den Wagen ab, welcher mit 60—70 Bund Maien beladen war; Bürgermeister und Rath empfingen den *Maikranz* und übergaben ihn dem *Maigreve*, welcher seinerseits die Bauern zu bewirthen hatte. Mit den vertheilten Maien

wurden Häuser, Kirchen und Kirchtürme geschmückt. Von einem Kampf war hierbei nicht mehr die Rede, sondern es wurde nur der Sommer eingeholt. Im Braunschweigischen schmückt man Häuser und Ställe mit Birken, und der Pfingstkönig, ein mit Blumen und bunten Bändern gezielter Knabe durchzieht Dorf oder Flecken und empfängt Gaben.

— In Holstein werden zu Anfange Mai's ein Bursche und ein Mädchen mit Laub und Blumen bekränzt und unter Musik in ein Wirthshaus geleitet, wo dann getanzt und gezecht wird; sie heißen Maigreue und Maigrön, d. h. Maigräfin. — In Schwaben gehen mit Sonnenaufgang Kinder mit Zweigen und Bändern geschmückt in den Wald; ihr Führer ist der Maikönig, welcher sich eine Maikönigin wählen darf. — Auch nach England nahmen die Sachsen ihre Frühlingsfeier mit, wo die mayings oder May games (Maispiele) bis in's XVII. Jahrhundert allgemein gebräuchlich waren, und sichungsweise ohne Zweifel noch jetzt erhalten haben. Am ersten Maitag zog die ganze Jugend, groß und klein, bald nach Mitternacht unter Musik in einen nahen Wald, wo sie Nester von den Bäumen brachen, und diese mit Sträußen und Kränzen schmückten. Dann kehrten sie heim, und pflanzten bei Sonnenaufgang diese Maibüsche in Thüren und Fenster der Häuser. Vor Allem aber brachten sie aus dem Wald einen großen Maienbaum, maypole genannt, welchen 20 oder 40 Joch-Ochsen zogen, jeder mit einem Blumenstrauß zwischen den Hörnern geziert. Dieser Baum wurde im Dorfe aufgerichtet, und man tanzte um ihn. Den Vorsitz über das ganze Fest führte ein eigens erwählter Lord of the May, dem noch eine Lady of the May beigegeben war. Auch hier war also kein Kampf mehr mit dem Winter, aber der Maypole ist

ganz der niederländische Mairagen und der Lord of the May der Maigraf, von denen oben die Rede war.

Wie verhält es sich nun bei uns mit diesem dritten Frühling, mit der Feier der fröhlichen Maiezeit? Das Klima unseres Ländchens läßt uns die gleichen Frühlingserscheinungen etwa einen Monat später erleben als in Niederdeutschland, Süddänemark oder England, daher würde eine Feier des ersten Mai's in dortiger Weise nicht recht passen. Unser Mai ist kein rechter Wonnemonat. Im Laufe des Maimonats kommt bei uns oft nur erst der zweite Frühling zur Erscheinung und ich habe schon erlebt, daß in der Nacht des „fröhlichen Pfingstfestes“ selbst in Mitau sogar das Laub der Rosskastanie erfror. Den entschiedenen Sieg über den Winter, den Dichterfrühling, bringt uns erst der Juni. \*) — So ist denn nur das Bierer der Häuser mit Maien am Pfingstsonntag uns geblieben, und wenn wir auch, wie vielfach freilich in Deutschland selbst, für sonstigen Nummenschanz und thörichte Lieder zu altflug und wohlgezogen sind, so wollen wir uns doch freuen, daß dergleichen bei unseren Stammesgenossen nicht ganz ausgestorben ist, und von Herzen wünschen: Gott erhalte dem deutschen Volke seine Lieder und was es noch von alter Sitte bewahrt hat! —

\*) Ohne Zweifel mit Beziehung auf diesen klimatischen Unterschied hat schon Flemming seine die niederdeutsche Maigrafenschaft parodirende „Livländische Schneegräfin“ (Reval 1636) gedichtet, worin eine Winterlustfahrt beschrieben wird. „Und für den Porrenung dient ein guter Februar“, heißt es dort B. 4., so wie für den deutschen Wonnemonat uns ein guter Mai dient.